

1. Wahrheit in Bruchstücken

„Die Wahrheit war einst ein Spiegel in der Hand Gottes. Sie fiel und zerbrach in Stücke. Jeder nahm ein Stück davon, und sie schauten es an und dachten, sie hätten die Wahrheit.“

Dieses Gleichnis, das wir dem altpersischen Dichter und Sufi-Meister Dschaläl al-Din Muhammad al-Rumi (1207–1273) verdanken, haben Sibylle Lewitscharow und Najem Wali ihrem „Streifzug durch Bibel und Koran“¹ als Motto vorangestellt. Mit ihm findet die vielverhandelte Frage nach Wahrheit im Gespräch verschiedener Religionen eine äußerst knappe Antwort: Die Wahrheit gehört ursprünglich und wesentlich Gott. Wir Menschen aber haben allenfalls Bruchstücke der Wahrheit in den Händen. Und wenn wir denken, dass wir die Wahrheit *haben*, täuschen wir uns. Die eine wahre Religion kann es dann gar nicht geben, allenfalls verschiedene Annäherungen an die Wahrheit.

So verstanden, ist hier dieselbe Pointe zu vernehmen wie in dem buddhistischen Elefantengleichnis, das im Religionsunterricht immer wieder gern eingesetzt wird.² Ein König führt mehreren Blindgeborenen einen Elefanten vor und lässt sie jeweils verschiedene Körperteile betasten. Daraufhin sollen sie die Frage beantworten, wie ein Elefant beschaffen sei. Der König weiß es; er ist ja der Sehende, der den Überblick hat. Die Blinden aber, in denen sich die Angehörigen der verschiedenen Religionen wiedererkennen sollen, beschreiben jeweils nur den Teil, den sie betastet haben, und verwechseln den von ihnen wahrgenommenen Teil mit dem Ganzen. Der ganze Elefant aber ist zweifellos mehr als die partikularen Wahrnehmungen der Blinden. Die „ganze Wahrheit“ erkennt keiner von ihnen. Übertragen auf die Wahrheitsfrage der Religionen heißt das: Die verschiedenen Religionen wie Hinduismus, Buddhismus, Judentum, Christentum und Is-

1 Sibylle Lewitscharow/Najem Wali, Abraham trifft Ibrahim. Streifzug durch Bibel und Koran, Berlin 2018.

2 Vgl. zu Pointe und Problematik dieses Gleichnisses: Henning Wrogemann, Religionen im Gespräch. Ein Arbeitsbuch zum interreligiösen Lernen, Stuttgart 2008, 171.

lam bieten allenfalls Teilwahrheiten, „etwas“ Wahrheit. Sie sollten daher ihren Anspruch auf Wahrheit zurücknehmen und andere Wahrheiten und andere Zugänge zur Wahrheit neben sich gelten lassen.

Es gibt allerdings in dieser Geschichte den einen, der Bescheid weiß und die Teilstücke zu einem Ganzen zusammenfügen kann. Doch wer ist dieser „König“, wenn man die Gleichnisfigur in den Raum der Religionsgeschichte, wo verschiedene Wahrheitsansprüche aufeinandertreffen und einander widerstreiten, zu übertragen sucht? Wer verfügt über das Wissen, das den bloß partikularen Meinungen und Wahrheitsbehauptungen überlegen ist und diese insgesamt zu relativieren erlaubt? Man könnte an Theorien der Religionsphilosophie oder auch der Pluralistischen Religions-theologie denken, sofern sie über Religionen im Allgemeinen urteilen und sich zugleich von besonderen Wahrheitsbehauptungen einzelner Religionen distanzieren. Auch an solche Theorien ist jedoch die Frage zu richten, ob ihr Umgang mit dem Gegenstand, den der Elefant im Gleichnis repräsentiert, dem entspricht, was dieser in Wahrheit ist. Was ist Wahrheit? Und wie will sie erkannt werden?

Im Vergleich mit dem Elefantengleichnis ist in dem Gleichnis des persischen Dichters ein Motiv bemerkenswert, das uns auf tiefere Einsichten führen kann. Al-Rumi vergleicht die Wahrheit mit einem Spiegel. Inwiefern kann gerade diese Metapher verdeutlichen, was mit Wahrheit gemeint ist? Ein Spiegel dient der Abbildung einer Wirklichkeit, die in ihm reflektiert wird und so zur Erscheinung kommt. Das Spiegelbild ist nicht die Sache selbst, aber es kann und soll dazu dienen, die abgebildete Sache in der Lebenswirklichkeit wiederzuerkennen und mit ihr in angemessener Weise umzugehen. Dass Gott einen Spiegel in seiner Hand hält, darf man dann wohl so interpretieren: Vollkommene Gotteserkenntnis gibt es nur als Selbsterkenntnis Gottes. Nur Gott kennt sich selbst und damit auch die Wahrheit in vollkommener Weise. Wir Menschen aber können Gott niemals so erkennen, wie Gott sich selbst erkennt. Unsere Erkenntnis Gottes ist immer eine durch ein Medium vermittelte und dadurch auch gebrochene Erkenntnis.

In diesem Sinne hat schon die überlieferte christliche Dogmatik zwischen göttlicher Selbsterkenntnis und menschlicher Gotteserkenntnis unterschieden. Das eine ist die ursprüngliche, vollkommene Theologie, die Gott selbst vorbehalten bleibt – die alten

Dogmatiker wie z.B. der lutherische Theologe Johann Gerhard (1582–1637) sprechen hier von einer archetypischen Theologie; das andere ist die relative Gotteserkenntnis, die auf Offenbarung beruht und der Vermittlung bedarf, wie sie vor allem durch die Heilige Schrift geschieht. Und auch für diese dem Menschen allein mögliche Gotteserkenntnis sagt die Spiegelmetapher etwas Wichtiges aus. Wenn der Mensch Bruchstücke des göttlichen Spiegels in seinen Händen hält, so spiegelt sich in ihm das von Gott ausgehende Licht. Und er kann und soll wohl auch den Spiegel einsetzen, um sich selbst zu erkennen. Insofern gilt: Keine Gotteserkenntnis ohne Selbsterkenntnis. Auch der zerbrochene Spiegel könnte ihm als Instrument dienen, das ihn zur Wahrheit führt.

Nur Fragmente – wenn man es so formuliert, nimmt man wahrscheinlich an, dass die einzelnen Stücke, je kleiner sie sind, desto weniger Wahrheit vermitteln. Um zur Wahrheit zu gelangen, müsste man also *mehr* wissen, größere Einheiten zusammenstellen, sich also gerade nicht mit dem Fragment begnügen. Gegen diese Geringschätzung des Fragmentarischen spricht jedoch die Einsicht, die Dietrich Bonhoeffer einmal im Blick auf „den fragmentarischen Charakter“ des menschlichen Lebens geltend gemacht hat: Es gibt „Fragmente, die Fragmente sein müssen“, Fragmente, denen noch anzusehen ist, „wie das Ganze eigentlich angelegt und gedacht war und aus welchem Material es besteht.“³ Das Ganze liegt dann nicht außerhalb des Fragments, sondern ist in ihm gegenwärtig. So behauptet es der christliche Glaube im Blick auf die partikuläre Wirklichkeit, in der uns der lebendige Gott in dem Menschen Jesus Christus begegnet. Und dieser Gegenwart des Göttlichen im Menschlichen, des Unendlichen im Endlichen, des Ewigen im Zeitlichen entspricht es, wenn die christliche Gemeinde in der Feier des Abendmahls darauf vertraut, dass der lebendige Christus in den Gaben von Brot und Wein ganz „für uns“ da ist, wohlgemerkt: auch und gerade in den „Brocken“. Man lese dazu auch die Erzählung von der Speisung der Fünftausend (Mk 6,30–44 par.; Joh 6,1–13): die „Brocken“ sind hier nicht nur Teile oder Reste eines Ganzen, das durch Teilung verloren ginge, sondern vielmehr Zeichen einer überfließenden Größe, die sich auch im Kleinen und Aller kleinsten mitzuteilen weiß.

3 Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, hg. v. Christian Gremmels u.a. (Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 8), Gütersloh 1998, 335f (an Eberhard Bethge am 23.2.1944).

Noch einmal zurück zum Gleichnis des altpersischen Weisen. Offen bleibt hier die Frage, wie die Bruchstücke des Spiegels, also die Bruchstücke der Wahrheit in den Besitz der Menschen gekommen sind. Die Wahrheit „fiel und zerbrach“, heißt es lapidar. Dass es dazu gekommen ist, lag offenbar nicht an den Menschen. Nicht sie haben sich der Wahrheit bemächtigt, so dass sie erst in ihren Händen zerbrochen wäre. Von vornherein *haben* sie die Wahrheit nicht anders als in Bruchstücken. Schuldig machen sie sich erst dadurch, dass sie das ihnen *gegebene* Stück Spiegel für sich allein beanspruchen und in diesem Sinn haben wollen. Wenn wir hier von einem gegebenen Stück Wahrheit reden, ist demgegenüber ein Verständnis angedeutet, das den Fall und das Zerbrechen des Spiegels positiv deutet. Das Teilstück ist eine Gabe Gottes. Der Spiegel der Wahrheit wäre dann nicht einfach den Händen Gottes entfallen; vielmehr hätte es Gott genau so gewollt. Noch schärfer zugespitzt – und damit bringen wir ein, was insbesondere die christliche Theologie unter dem Begriff der Offenbarung reflektiert: Im Fallen des Spiegels wendet sich Gott den Menschen zu, teilt er sich selbst ihnen mit. Das Teilen ist ein Akt des Mitteilens, ein Akt der Kommunikation. Gott behält die Wahrheit nicht für sich selbst, sondern lässt die Menschen an ihr teilhaben. Mitteilung der Wahrheit, das heißt dann: Selbstmitteilung Gottes.

Rechnet man mit dieser Möglichkeit, stellt sich sofort eine weitergehende Frage: Wie ist mit der sich so vermittelnden Wahrheit umzugehen? Was tun die Menschen, um die Wahrheit zu erkunden und aufzunehmen? Wie können und wie sollen sie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen? Das Elefantengleichnis, daraufhin befragt, zeigt ein Verhalten, das man in Bezug auf den sich selbst mitteilenden Gott nur als Fehlverhalten bezeichnen kann. Gewiss, die Hauptintention des Gleichnisses liegt darin, die Angehörigen verschiedener Religionen ihrer eingeschränkten Erkenntnisfähigkeit zu überführen und somit zur Bescheidenheit anzuleiten. In der „komparativen Theologie der Religionen“ wird eine solche Haltung als „doktrinale Demut“⁴ bezeichnet und empfohlen. Zu kritisieren ist unter diesem Gesichtspunkt nicht allein die Verwechslung der Teilerkenntnis mit der Erkenntnis des Ganzen, sondern zuvor schon die Versuchsanordnung und der experi-

4 Zu diesem Begriff vgl. Klaus von Stosch, *Komparative Theologie als Wegweiser in der Welt der Religionen*, Paderborn 2012, 156f.

mentelle Umgang mit dem „Elefanten“. Denn wie demütig ist ein Verhalten, das die – im Gleichnis als Elefant dargestellte – Wirklichkeit Gottes so behandelt, wie es im Blick auf Geschöpfe und weltliche Dinge durchaus üblich, aber im Blick auf den Schöpfer selbst unangemessen ist? Dieser lässt sich nicht abtasten, nicht vergegenständlichen. Wer ihn so erforschen will, wie Naturwissenschaftler ihre Objekte erforschen, sieht davon ab, dass er es mit einem lebendigen Subjekt zu tun hat. Auf diese Weise wird die Wirklichkeit Gottes bereits im Ansatz missverstanden. Blind sind die Menschen, die den Elefanten abtasten, insofern, als sie davon absehen, methodisch geradezu ausblenden, was in Bezug auf die Wirklichkeit eines lebendigen Wesens gerade nicht ausgeblendet werden darf: dass diese Lebewesen und zumal der lebendige Gott als Schöpfer und Quelle allen Lebens sich äußern und als Subjekte wahrgenommen werden wollen. Eben einer solchen Blindheit macht sich auch der König des Gleichnisses schuldig, wenn er als distanzierter Beobachter meint beurteilen zu können, wer oder was der „Elefant“ in Wahrheit ist.

Für das biblische Gottesverständnis ist genau diese Einsicht entscheidend: Der wahre und lebendige Gott lässt sich nicht gegenständlich fassen, weil und insofern er der sich in seinem Wort mitteilende Gott ist. Er ist ein kommunikatives Wesen, wie es die Trinitätslehre genauer zu verstehen sucht. Insbesondere Luther hat immer wieder den Grundsatz vertreten, dass Gott nicht anders als durch und in seinem Wort erkannt werden kann. Und dieses Wort hat die Qualität eines Spiegels. Das gilt für Jesus Christus, den Luther als „Spiegel von Gottes väterlichem Herzen“ bezeichnen konnte, „außerhalb dessen wir in Gott nichts sehen als einen zornigen und schrecklichen Richter.“⁵ Allein in Christus und durch den Heiligen Geist erkennen wir, wer Gott in Wahrheit als Liebe ist. Dass Gottes Wort die Qualität eines Spiegels hat, gilt sodann auch für die biblischen Schriften. Sie sind das Medium, durch das wir kraft des Heiligen Geistes ins rechte Gottesverhältnis versetzt werden. Man lese dazu das bekannte Hohe Lied der Liebe aus dem 1. Korintherbrief, das in die abschließenden Verse mündet (1. Kor 13,12f):

5 Der Große Katechismus, 2. Hauptstück, 3. Artikel, zitiert nach: Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evang.-luth. Kirche. Ausgabe für die Gemeinde, hg. vom Amt der VELKD, Gütersloh 2013, 588.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Von Wahrheit ist hier nicht ausdrücklich die Rede. Immerhin ist kurz zuvor gesagt, dass die Liebe sich an der Wahrheit freut (1. Kor 13,6). Und es ist grundsätzlich klargestellt, dass die Liebe über das bloße Wissen hinausgeht.

Liest man die zitierten Verse in diesem Zusammenhang, drängen sich zwei Einsichten auf, eine negative und eine positive. Es geht um eine Wirklichkeit, die sich dem Zugriff unseres Wissens und damit auch unserer wissenschaftlichen Vernunft entzieht. Gott kennen wir nicht „von Angesicht zu Angesicht“; und wir können ihn auch nicht so erforschen, wie wir alles in der Natur zum Gegenstand des Wissens machen können. Das ist die negative Einsicht. Positiv aber deutet der Text darauf hin, dass wir Menschen gleichwohl in Beziehung zu jener Wirklichkeit und ihrer Wahrheit stehen können, eben in Glaube, Liebe und Hoffnung. Und das rätselhafte Medium, das sich da zwischen Gott und Mensch schiebt, verhindert nicht nur die unmittelbare Erkenntnis „von Angesicht zu Angesicht“, sondern vermittelt auch einen Zugang zur Wirklichkeit Gottes. Der Spiegel, in dem der Mensch unter den Bedingungen der irdischen Existenz Gott und zugleich sich selbst vor Gott zu erkennen lernt, das ist nach alter Auslegung eben die Heilige Schrift: die Bibel als Gottes Wort, vom Heiligen Geist eingegeben, und zugleich als Menschenwort, dem Menschen in seiner eigenen Sprache verständlich. So kommt biblischen Texten jene doppelte Spiegelqualität zu, im Blick auf Gott und im Blick auf uns selbst.

Was also ist Wahrheit, wenn es um Religion geht? Was ist Wahrheit im Verhältnis des Menschen zu einer transzendenten Wirklichkeit, über die wir nicht so Bescheid wissen können, wie wir über die Dinge in dieser Welt Wissen erwerben können? Die Antwort, die wir vom altpersischen Dichter Al-Rumi und weiterführend vom Apostel Paulus lernen können, lässt sich zusammenfassen in die Doppelthese: Die Wahrheit in vollkommener Weise zu erkennen bleibt Gott vorbehalten. Wir *haben* nicht die Wahrheit. Wir können und sollen uns aber in Glaube, Hoffnung und Liebe auf die Wahrheit beziehen. Insofern ist Wahrheit eine Sache

des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Und wenn die Liebe „die größte unter ihnen“ ist, dann können wir vielleicht auch in aller Kürze sagen: „Das einzig Wahre ist die Liebe.“⁶

Damit wären wir sehr schnell am Ende angelangt. Es bleiben jedoch noch Probleme und Aufgaben, denen wir uns auf dem Weg zur Wahrheit stellen müssen. Zwei Fragen sollen in den folgenden Abschnitten aufgenommen werden. Zunächst (2.): Wie verhält sich die eine ganze Wahrheit zur Vielfalt der Erscheinungen, in denen uns Religion begegnet? Sodann (3.): Wie können und sollen Menschen Wahrheit erkennen? Ist Erkenntnis religiöser Wahrheit Sache der Vernunft oder des Glaubens?

Leseprobe

6 Gerhard Ebeling, Einführung in theologische Sprachlehre, Tübingen 1971, 217f.